

Bücher-Rundschau

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **25 (1945-1946)**

Heft 7

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das französische Lustspielchen «Silvia und das Gespenst» bietet eine angenehme Unterhaltung für einen Abend dieser düsteren Zeit. Das heißt, eigentlich handelt es sich um einen Schwank. Denn man sollte wohl den Namen Lustspiel für jene nicht allzu zahlreichen Werke der Weltliteratur aufbehalten, welche wirklich ein Spiel im Sinne höherer Lust sind — wo nämlich das Leben selbst aus seiner eigentlichen Substanz ins Spielen kommt — sei es nach außen, wie bei Lope de Vega und Goldoni, sei es nach innen, wie etwa im «Sommernachtstraum» oder der «Minna von Barnhelm». (In Molières Charakterkomödien bleibt immer ein starker Bodensatz ungelöster Bitternis.) Hier dagegen in Adams Stück handelt es sich nur um Situationskomik, die sich zwar auf einer nicht gerade überzeugenden Situation aufbaut, aber mit soviel Witz und Verve gehandhabt wird, daß sie nicht nur alles Ernste, welches gleichbedeutend ist mit schwerfälliger Sentimentalität, vom zweiten Akt an glatt überspielt, sondern auch die in diesem Akt zunächst aussichtslos erscheinende Aufgabe löst, bis zum Ende Spannung und Steigerungsmöglichkeit aufrechtzuerhalten. Allerdings ist nicht auszudenken, wie schwer erträglich das Ganze trotzdem bliebe, wenn es nicht so blendend einstudiert und gespielt wäre. Für die erstere, eher entsagungsreiche Arbeit ist Herr Ginsberg zu rühmen; für die zweite, welche zweifellos dem wohlgelaunten Schauspieler manche naive Entschädigung bietet, alle Mitwirkenden ohne Ausnahme. Die mehr sachlichen und daher hier minder dankbaren Rollen wurden von den Herren Schlageter, Wlach, Wicki und Frau Blanc mit gutwilligstem Anstand erledigt; in den komischen glänzten besonders die Herren Parker und Stoehr als kaltschnauziges, doch edles und als weinerlich-kleinbürgerliches Gespenst, sowie die Damen Arndts, Oesch (die zum ersten Male zu richtiger und höchst erfreulicher Bekanntschaft aus sich hervorgehoben wurde) und Carlsen, welche ihren vielbewährten Typ eines ursprünglich norddeutschen Aristokraten-Ekels an die richtige Stelle pflanzte. Eine Sondererwähnung verdient Herr Braun, der die hübsche Figur des Faktotums zu einem höheren Kabinettstück gestaltete. Ob das *echte* Gespenst, das den empfindsamen Schluß mit wackerer Ironie zu bewimmern wußte, eine lobbedürftige Menschenseele barg, wissen wir nicht. Aber auch ein Popanz darf gelobt werden, wenn er seine Sache so gut macht. Erich Brock.

★ Bücher-Rundschau ★

Zwei Schriften über die Schweiz als Mittlerin

Als Fritz Ernsts «*Helvetia Mediatrix*» vor etwas mehr als sechs Jahren, also kurz vor Ausbruch des Krieges, zum ersten Mal erschien, war man in der Eidgenossenschaft dankbar für jeden echten Hinweis auf die ererbten Werte. Es erhob und stärkte den großen Bedrohern gegenüber, aufs neue zu erfahren, daß auch unsere geistesgeschichtliche Vergangenheit sehr achtbar sei. Das Wissen um die überkommene Vermittlerrolle unseres Gemeinwesens vertiefte die Erinnerung an die in Frage gestellte abendländische Ökumene und erleichterte den Widerstand gegen den Druck der totalitären Hegemonialmacht. Auch heute, da die deutsche *monarchia europae* gestürzt ist, neigt man sich gerne über die seltene Knüpf- und Formkunst Ernsts und folgt ihr mit Liebe ¹⁾. Wie schön ist es, von der «Vermittlung Wilhelm Tells an den Erdkreis» zu lesen, von Henri Dunant auf den Sempacherbrief zurückzublicken, wieder zu hören, was Sismondi und Burckhardt für den italienischen, Madame de Staël und Constant für den deutschen, v. Muralt und Bodmer für den englischen Geist getan haben. Doch was noch vor wenigen Jahren stolz machte,

¹⁾ Fritz Ernst: *Helvetia Mediatrix*. Neue Ausgabe. Fretz & Wasmuth, Zürich 1945.

will jetzt nachdenklich stimmen. Wir schauen um uns und suchen jenes Abendland, dessen Pässe wir hüteten, jene romanischen und germanischen Völker, deren Zungen wir sprachen, . . . *teutonice et romanice*. Hätten wir nicht Schritt für Schritt miterlebt, was unserem «größeren Vaterland» geschehen ist, wir kennten uns selbst nicht mehr.

Das Nachdenken geht dahin, auf welche Weise die Eidgenossenschaft sich in einer Welt, wo die Mächtigen «*slavonice et anglosaxonice*» reden, den Ehrennamen einer geistigen Mittlerin wird wahren können. Vom altgermanischen Recht, von Zwingli, Calvin und Rousseau her haben wir viel mit den Amerikanern und Briten gemeinsam. Auch könnte man sich vorstellen, daß etwa schweizerische Gewerkschafter russischen Kameraden etwas von der Freiheitsidee des Westens begreiflich zu machen vermöchten. Ist aber ein neuer Beat von Muralt denkbar, dem es gelänge, uns einen Band «*Lettres sur les Russes et les Occidentaux*» zu schenken? Wohl kaum. Vielleicht wird es unsere Aufgabe inmitten der Mächte sein, den Beweis erbringen zu helfen, daß die Alternative zwischen Individualismus und Kollektivismus steril ist, daß dem Abendland und der Eidgenossenschaft auch heute nur ein fruchtbares Spannungsverhältnis zwischen Persönlichkeit und Gemeinschaft gemäß sein kann. «Wir sind nicht so müde, daß wir über der sozialen Frage straucheln müßten», heißt es in der Vorbemerkung Ernsts vom Frühling 1945. Jenes Straucheln würde allerdings ein geistiges Versagen bedeuten und damit unsere Zukunft als Kleinstaat in Frage stellen.

Karl J. Naef nimmt den Problembereich, auf welchen Ernst hinführt, zum Gegenstand einer Schrift, der er den Titel gibt: *Die Schweiz das Herz Europas*²⁾. Hier ist auf weite Strecken Hans der Träumer am Werk (und er weiß, daß er mitunter träumt). Manchmal glaubt der Leser auch, eine Art begeisterter Kapuzinerpredigt zu vernehmen. «Das Beste an der Geschichte ist der Enthusiasmus, den sie erregt.» Dieses Wort Goethes, das ein Kapitel über «Ruhm und Sendung der Schweiz» einleitet, könnte dem Ganzen als Motto dienen. In einem ersten Gespräch zwischen zwei Eidgenossen wird der Verzicht auf die Großmachtspolitik gerechtfertigt und gezeigt, daß im kleinstaatlichen, im überschaubaren Raum ein großer politischer Segen liegt. Ob aber hierzulande ein Einziger, außer dem Mann im Ranft, den Weitblick besaß, um den Rückzug aus den Welthändeln so bewußt durchzuführen, wie es dargestellt wird? Dann erscheint unsere Neutralität, weniger als mühselig erdauertes Leitsatz schweizerischer Außenpolitik denn als platonische Idee, erweitert zum Ausdruck eines «Universalismus edelster Prägung». Man erblickt das *sacrum imperium*, wie Dante und Thomas es sahen, die Eidgenossenschaft als Erbin und Hüterin mittelalterlicher Reichsgerechtigkeit. Der Söldner der Burgunder- und Mailänderkriege wird zu einem Träger des abendländischen Ordnungsgedankens, die Neutralitätserklärung von 1815 zur ehrenvollen Bestätigung einer uralten Funktion. Und wenn die Zeit erfüllt ist, soll die universale Idee wieder rettend aus den Bergen hervorbrechen. Darum muß jetzt zur «geistigen Landesoffensive» übergegangen werden.

Zur Umschreibung von Wesen und künftigen Aufgaben der Schweiz wird in einen kunterbunten Reichtum von Erscheinungen gegriffen. Neben eindrucklichen Formulierungen über das christlich-genossenschaftliche Menschenbild und über die soziale Neuordnung als notwendige «Rütlit» unserer Zeit, stehen Gastgewerbe und Weltpostverein, Trachtenumzug der Landi und die Stiftung Pro Helvetia. Das Schlußkapitel gilt dem Ausblick auf die kommende Friedenskonferenz. Nochmals geistert die Schiner'sche Konzeption vom Papst und den Eidgenossen als den Säulen des Friedens im Abendland. Dann gibt es Stellen, die voll Hoffnung nach einem Vereinigten Europa ausschauen und wieder andere, wo nüchtern an der integralen Neutralität festgehalten wird, solange keine wirklich universelle Föderation gesichert sei. . .

Naef reizt auf Schritt und Tritt zum Widerspruch. Aber er ist sich dessen bewußt und schreibt selbst einmal mit einer Offenherzigkeit, die wir achten: «Es ist unvermeidlich, daß das Bild der schweizerischen Eidgenossenschaft hier in einem realistischen Geistern nur schwer erträglichem Maße idealisiert erscheint.»

Eric Mettler.

²⁾ Rascher, Zürich 1945.

Geschichte und Politik

Ein Baumeister am eidgenössischen Wehrwesen

Der General hat in seinem Schlußrapport die Offiziere aufgefordert, ihre militärische Bildung zu vervollständigen. Während der Dauer des Aktivdienstes waren die Offiziere dermaßen in Anspruch genommen, daß sich ihre militärische Lektüre meist auf die erlassenen Weisungen und Reglemente beschränken mußte. Jetzt aber ist die Zeit gekommen, da ein intensives Studium der militärischen Literatur Platz greifen muß. Es ist daher gegeben, hier auf das im Zeitpunkt seines Erscheinens kaum genügend beachtete Buch über *Johannes Wieland* nachdrücklich aufmerksam zu machen. Es richtet sich aber nicht nur an Offiziere, sondern an alle, denen die Entwicklung unseres Wehrwesens am Herzen liegt *).

Der Verfasser versteht es, gestützt auf gründlichstes Studium der ganzen zeitgenössischen Literatur, in klarem Aufbau und flüssigem Stil ein lebendiges Bild der Persönlichkeit Wielands und seiner Kämpfe für die Ertüchtigung unseres Wehrwesens zu entwerfen. Er scheidet seine Arbeit in einen chronologisch-orientierenden, einen thematisch-beschreibenden und einen vergleichend-wertenden Teil. Sie ist daher nicht nur historisch interessant, sondern allen, die in den kommenden Jahren Armeefragen zu behandeln haben, dringend zum Studium empfohlen, denn Wieland besaß, wie Mettler sehr richtig bemerkt, trotz seines ungestümen Temperaments, «jenen Sinn für das Mögliche, der Eidgenossenschaft Gemäße, den ‚sens du praticable‘». Bei jeder Heeresreform besteht ja immer die Gefahr, sich zu sehr von bestimmten ausländischen Einflüssen leiten zu lassen, anstatt eine Lösung zu finden, die einerseits das Maximum des Möglichen anstrebt und andererseits unserer ganzen militärischen Tradition, unserem Volkscharakter und unserer politischen Struktur gerecht wird.

In Wieland's Leben spiegelt sich zum ersten Mal ein Großteil der grundsätzlichen Wehrprobleme, «die seither jeder eidgenössischen Generation zu erneuter Lösung aufgegeben waren». Er wirft viele Grundfragen auf, «die sich den Verantwortlichen für Staat und Heer je und je stellen werden» und beantwortet sie vielfach schon in gültiger Weise. In seinen zahlreichen Schriften behandelt er strategische, taktische, organisatorische Probleme und Fragen der Ausbildung, wobei er, wohl als einziger seiner Epoche, «zwischen dem Miniaturbild eines Großmachtheeres und der trügerischen Vorstellung eines spontan aufschwirrenden republikanischen Hornissenschwarms» stets die richtige Mitte hält. Er war der Begründer des Gedankens des *Réduits*, der zunächst von Dufour übernommen wurde (S. 227), er verfaßte eine wertvolle Abhandlung über die schweizerische Neutralität und seine Geschichte der Kriegsbegebenheiten ist erst durch die auf Veranlassung von Oberstkorpskommandant v. Sprecher herausgegebene «Schweizer Kriegsgeschichte» abgelöst worden (S. 235). — Eine seiner Lieblingsideen war der Plan einer schweizerischen Offiziersgesellschaft, der bereits zwei Jahre nach seinem Tod dauernde Gestalt annahm (S. 231).

Trotz seiner Erfolge weist Wielands Persönlichkeit manchen tragischen Zug auf. Mit 16 Jahren zum Premierlieutenant ernannt, verwundet auf dem Schlachtfeld zum Chef de Bataillon befördert, sinkt er in der Schlacht bei Fère-Champenoise, durch einen Säbelhieb getroffen, bewußtlos vom Pferd und wird ausgeplündert. Nach dem Sturze Napoleons quittiert er den Dienst und kehrt 1815 in seine Vaterstadt zurück. Die Tätigkeit als Statthalter und Polizeidirektor bietet keinen genügenden Spielraum für sein Temperament und seine unerschöpfliche Arbeitskraft. Als Militär avanciert er wohl 1826 zum eidgenössischen Oberst, aber er findet nur sporadische Verwendung. So verlegt er sich denn aufs Schreiben. «Wenn wir nicht zur Tätigkeit berufen sind, so schreiben wir und wecken für die Zukunft.» — Mettler weist in klarer Weise nach, daß bei Wieland, im Gegensatz zu Clausewitz, ein dringend empfundenes äußeres Bedürfnis die Feder in die Hand drückte, und er hält es mit Recht für sehr gut möglich, daß er, unter anderen Verhältnissen, daheim oder in der Fremde zu hohen militärischen Ehren emporgestiegen wäre, ohne je eine Schrift der Presse zu übergeben. Während sein militärisches Talent und seine Tatkraft im eigenen Lande nicht genügend anerkannt wurde, äußerte sich Jomini:

*) Eric Mettler: Oberst Johannes Wieland 1791—1832. Francke, Bern 1944.

«un pareil officier ne doit pas être employé à commander un bataillon de milices, sa place est à l'état-major parmi les adjutants-généraux» (S. 225).

Als sich in den Basler Wirren des Jahres 1831 für Wieland endlich Gelegenheit bot, als Führer der stadtbaslerischen Truppen eine entscheidende Rolle zu spielen, war er am 21. August 1831 körperlich und seelisch angegriffen und gab den durch seine Folgen für Basel verhängnisvollen Rückzugsbefehl aus Liestal, allerdings auf Grund ernsthafter militärischer Überlegungen. Trotzdem Wieland keine Schuld trifft, daß sich die Stadt nicht frühzeitig genug «zu der ihm selbstverständlichen Fortsetzung und Beendigung des Kampfes aufraffen konnte», ging er als gebrochener Mann aus der Prüfung hervor.

Wieland hat vielleicht durch seine Vorträge und vor allem durch die seiner Zeit oft weit vorauseilenden Schriften nicht für den Augenblick, aber auf die Dauer einen stärkeren Einfluß auf die Entwicklung unseres Wehrwesens ausüben können, wie als vielbeschäftigter Frontoffizier. Sonst hätte kaum noch im Jahre 1909 in der «Allgemeinen Schweizerischen Militärzeitung» gesagt werden können: «Die Zeiten sind andere geworden. Die Anschauungen haben gewechselt. Die Ausbildung ist besser geworden. Der Wielandsche Geist aber ist geblieben, und dankbar wollen wir ihn auch heute noch hochhalten und pflegen als den guten Geist schweizerischen Soldatentums» (S. 234).

Fritz Rieter.

Das große Weltgeschehen

Der zweite Weltkrieg, dessen Ursachen, Verlauf und Ergebnisse *Herbert von Moos* und *Franz Carl Endres* in ihrem großangelegten Werk «Das große Weltgeschehen»¹⁾ aufzuzeigen unternommen haben, ist zum Abschluß gelangt. Das große Weltgeschehen wird jedoch weitergehen — unaufhörlich, unabsehbar, unberechenbar.

Man betrachtet bereits als fernabliegenden Abschnitt dieses Weltgeschehens die Ereignisse und Entwicklungen, welche der nun vollständig vorliegende *Band V* des genannten Werkes erzählt: den Krieg in Rußland von der mißglückten deutschen Sommeroffensive 1943 bis zur Okkupation Rumäniens durch die Rote Armee und zum Ende des zweiten finnisch-russischen Krieges, den Krieg im Mittelmeer von der alliierten Landung in Süditalien bis zum Regierungsverzicht König Viktor Emanuels III. am 4. Juni 1944, den von Moos ungenau eine Abdankung nennt, die angelsächsische Invasion des europäischen Festlandes mit der nachfolgenden Befreiung Frankreichs und Belgiens, die Gegenoffensive der Alliierten im Südwestpazifik und den chinesisch-japanischen Feldzug vom Juli 1943 bis Mitte 1944.

Der Leser erhält eine sehr willkommene Einführung durch das recht übersichtliche Anfangsexposé «Die Weltlage anfangs 1944», welches in fast minutiöser Weise erst die politischen Wandlungen, dann die militärische Lage bei Jahreswechsel 1943/44 auseinandersetzt und von den großen Konferenzen der alliierten Staatsmänner in Quebec, Moskau, Kairo und Teheran spricht. Das vorsichtig-sachliche Orientieren verliert sich hier doch allzusehr in ein bloßes Aneinanderreihen von Tatsachen und Dokumenten.

Dankbar wird besonders der militärisch interessierte Leser für eingehende, sorgfältige Aufschlüsse über die Flug- und Panzerwaffe der Sowjetunion sein. Der kriegsgeschichtliche Inhalt herrscht ohnehin in diesem Band entschieden vor; der verantwortliche Mitverfasser bemüht sich wiederum, aus dem Vielerlei der dahinfließenden Ereignisse die wesentlichen Entwicklungslinien herauszuarbeiten, was ihm mit Unterstützung seiner einfachen, klaren, prägnanten Skizzen weitgehend gelingt. Einen gewissen journalistischen Einschlag, der in den wissenschaftlichen Grundton sich eindrängt, darf man mit Rücksicht auf den zeitgenössischen Charakter des Unternehmens nicht verübeln. — Von großem Wert sind wiederum die sorgfältig ausgewählten Illustrationen, die Zeittafel zu den Ereignissen des Jahres 1944 und das präzise Sachregister.

Man darf dem Fortgang des flotten Werkes mit Interesse und Sympathie entgegensehen und erlaubt sich den Wunsch, daß es seinerzeit mit einem großzügigen zusammenfassenden Überblick und einem vorsichtigen Ausblick schließen möge.

Otto Weiss.

¹⁾ Hallwag, Bern 1945.

Was hat Amerika uns, was haben wir Amerika zu geben?

Dieser Vortrag erscheint in der Serie der Veröffentlichungen der «Gesellschaft für kulturelle Beziehungen zu Amerika», in der schon früher solche Arbeiten erschienen, die ebenfalls eine bessere Kenntnis Amerikas und den geistigen Austausch fördern wollen¹⁾. Prof. Brunner schöpft aus eigener Kenntnis — hat er doch zum Teil in New York studiert und dann als Gastprofessor in Princeton gelehrt, wo die Universität bereit war, ihm einen eigenen Lehrstuhl einzuräumen.

In dieser Broschüre bestätigt Brunner nicht nur schon oft Gesagtes in eigener Weise und klassischer Darstellung, sondern weist für die ganze Pflege dieser geistigen Beziehungen Wege, die auch in der Schweiz besser beachtet werden müssen als bisher. Er betont mit Recht, daß Amerika noch weithin eine unbekannte Größe ist, die nicht mit oberflächlichen Schlagworten abzumessen ist. Er eröffnet vor allem, mit andern neuern Darstellern wie Rappard, Silberschmidt, Ganz, Straumann u. a., die tief genug in amerikanisches Geistesleben eingedrungen sind, ein Verständnis für das neue drängende *Ethos Amerikas* auf politischem und sozialem Gebiet. Eine gute Beobachtung ist, daß der Amerikaner noch Sinn hat für Spiel im Sinn von Huyzinga. Es versteht sich von selbst, daß Brunner auch auf das *christliche Erbe* hinweist, das weithin — namentlich im mittleren Westen — nicht so aufgebraucht ist wie in Europa. Man muß sich nur vergegenwärtigen, mit welcher echten religiösen Überzeugung der neue Präsident *Truman* an seine schwere Arbeit geht, ohne dabei in einen falschen religiösen Idealismus zu verfallen.

Die zweite Frage: «Was hat die Schweiz Amerika zu geben?» mag von einem so kleinen Lande aus an ein so großes gerichtet anmaßend erscheinen. Aber im Reiche des Geistes gibt es andere Größenverhältnisse als in der Geographie. Brunner nennt hier vor allem die schweizerische Eigenart des Föderalismus, die Verbindung von Geschichte und Fortschritt und — das ist meines Wissens noch nie so deutlich gesagt worden — den schweizerischen Sinn für Proportion. «Die Schweiz hat das Genie für Proportion.» Und so darf denn aus bescheidenem, aber ruhigem Selbstbewußtsein wohl von der Möglichkeit eines gegenseitigen geistigen Austausches gesprochen werden.

Adolf Keller.

Was mir Amerika bedeutet

Unter diesem Titel sind sechzehn kürzere Aufsätze über aktuelle kulturpolitische Fragen vereinigt — eine Sammlung von Ansprachen, Vorträgen oder Zeitschriftenartikeln der großen Schriftstellerin Pearl S. Buck aus den Jahren 1942/43. Die Überschrift des letzten Aufsatzes dient als Titel des Buches*). Dieses aber handelt von so verschiedenen Gegenständen wie «Freiheit», «Ebenbürtigkeit», «Die Bedeutung Indiens», «China blickt in die Zukunft» und «Den Frieden gewinnen», «Der Wandel des Krieges», «Können die Engländer uns vertrauen» usw.

Es ist ein aktuelles Buch — fast müßten wir heute sagen — ein prae-aktuelles, denn die Appelle von Pearl Buck richten sich an eine Nation, die erst in den Krieg eingetreten ist und den schwersten Kämpfen noch entgegensieht. Trotzdem ist es keineswegs «überholt». Denn die Verfasserin tritt auf als Mahnerin ihres Volkes, die in entscheidender Stunde aufruft zur Besinnung über den Sinn des Krieges, der nur Durchgang sein kann zu einem Frieden in einer gerechten Weltordnung. Das Buch atmet den Geist edlen Humanismus und verfißt die Idee einer demokratischen Renaissance auf der Basis einer geistigen und ethischen Verständigung unter den großen Kulturnationen.

Durch alle Reden und Äußerungen geht wie ein Faden der Gedanke, Amerika möge die Hoffnung, die man auf die Neue Welt setze, rechtfertigen und die Chance, die ihm gegeben, richtig nutzen. Aber nirgends ist Überheblichkeit, nirgends auch politische Gewißheit — vielmehr nur gläubiges Vertrauen und Ermahnung. Wie Myrdal sieht auch Pearl Buck die Mission Amerikas, des Kontinentes der Mitte zwischen West und Ost, vor allem darin, zwischen den weißen und den farbigen Rassen zu vermitteln, wozu es prädestiniert ist, weil seinem Volke eine schwarze

¹⁾ Emil Brunner: Was hat Amerika uns, was haben wir Amerika zu geben? Schulthess, Zürich 1945.

*) Pearl S. Buck: Was mir Amerika bedeutet. Steinberg Verlag, Zürich 1945.

Minderheit einverleibt ist, mit der ihm der Auftrag, in einer demokratischen Ordnung zu leben, gleichsam aus der eigenen Geschichte erteilt ist. Der Krieg hat das Problem des Rassenkampfes zu einem weltweiten gemacht. Wird er den Menschen die Augen öffnen mit der Erkenntnis, daß der «Faschismus» nur dann erledigt ist, wenn man der Unterdrückung im eigenen Lande zuleibe geht? «Der Faschismus lauert überall... Er versteckt sich an Orten, wo wir ihn am wenigsten vermuten. In jeder Nation gibt es Keimträger des Faschismus.»

Die China-Amerikanerin Buck spricht in diesen Reden und Artikeln nicht zu Fachleuten oder Spezialisten — das Buch richtet sich an jedermann. Es ist ein tapferes politisches Buch aus der Feder einer der bedeutendsten Schriftstellerinnen der Gegenwart.

Max Silberschmidt.

I r l a n d s P r ä s i d e n t

Gerade zur rechten Zeit erscheint ein knappes und doch erschöpfendes Buch über die Amtsbefugnisse des irischen Präsidenten, da in diesem Sommer die Amtszeit des ersten Präsidenten abgelaufen und die Wähler Irlands durch Volksabstimmung zur Wahl eines neuen Präsidenten geschritten sind. Das Buch, *The President of Ireland*, hat einen Juristen zum Verfasser, der 1937 als Sekretär des irischen Präsidenten eingesetzt worden und auch dem neuen Präsidenten in gleicher Eigenschaft beigegeben worden ist. Er ist zweifellos der befähigte Sachkenner, um die Befugnisse des Präsidenten darzustellen¹⁾.

Die irische Verfassung von 1937 stellt, dem Temperament de Valera's gemäß, den «Taoiseach» (Erstminister oder Ministerpräsidenten) in den Mittelpunkt des politischen Lebens. Da es sich um eine echte Demokratie handelt, leitet sich seine Stellung natürlich von einer Mehrheit im regelmäßig neuwählenden Parlament, dem «Dail Eireann», ab. Ueberdies erneuerte die Verfassung die Einrichtung einer zweiten Kammer, des Senats. Als Krönung des ganzen Verfassungswerkes ist ein Präsident vorgesehen, ein auf sieben Jahre gewähltes Staatsoberhaupt. Seine Amtswohnung ist, bezeichnenderweise, die früher vom britischen Vizekönig bewohnte Residenz.

Der Präsident Irlands hat meist nur repräsentative Rechte, obwohl auch diese in keinem Staatswesen, zumal einem jungen, das große Zukunftshoffnungen hegt, von geringer Bedeutung sind. Ueberdies hat er einige Befugnisse, die er nach eigenem Recht und Gewissen zu entscheiden hat und die vor allem in Krisenzeiten von ausschlaggebender Bedeutung sein können. Zum Beispiel kann der Präsident dem Erstminister die Auflösung des Parlaments versagen, wenn er der Meinung ist, daß dieser nicht mehr das Vertrauen der Volksvertretung genießt. «Die Entscheidung», so sagt Dunphy in gewissenhafter Auslegung des Verfassungstextes, «liegt ausschließlich beim Präsidenten. Er braucht niemanden zu Rate zu ziehen, nicht einmal den Staatsrat, der in anderen gewichtigen Dingen so bedeutsam in Erscheinung tritt...»

Der Staatsrat, dessen Mitglieder zum Teil vom Präsidenten selbst ernannt werden können, hat beratenden Einfluß. Er ist bisher nur zweimal zusammengerufen worden, beide Male um dem Präsidenten zur Seite zu stehen, als er Gesetze nicht unterzeichnen, und damit in Kraft setzen wollte, bevor nicht der höchste Gerichtshof Irlands ihm bestätigt, daß die fraglichen Gesetzentwürfe im Einklang mit der Verfassung stünden. Es ist bemerkenswert, daß im zweiten Fall in der Tat der Gerichtshof die Verfassungswidrigkeit des vom Parlament bereits angenommenen Gesetzentwurfes feststellte und Präsident Hyde in der Verweigerung seiner Unterschrift damit völlig gerechtfertigt worden ist. Die Tatsache dieses Alleinfalles in sieben Jahren zeigt deutlich die Wichtigkeit der präsidentiellen Befugnisse: die meist im Hintergrund gehaltenen Einspruchsrechte des Präsidenten bestärken die Rechtssicherheit in Irland.

Douglas Hyde, der jetzt nach sieben Jahren aus dem Amt scheidende erste Präsident in der langen und dramatischen Geschichte Irlands, kehrt zum zweiten Male in den Ruhestand zurück. Vor dreißig Jahren glaubten seine Bewunderer, daß er seinem Lande als Sprachforscher und als gälischer Dichter Großes gegeben und

¹⁾ The President of Ireland. His Powers, Functions and Duties. By Michael McDunphy. Browne & Nolan, Dublin 1945.

seinen Ruhestand wohl verdient habe. Im hohen Alter jedoch folgte er dem Rufe aller Parteien, der Opposition wie der Regierungspartei, und übernahm die neue Bürde und wurde Präsident. Sieben Jahre lang hat er in vorbildlicher Weise sich dieses Amtes angenommen. Seine Rechte, Pflichten und Aufgaben hat sein Sekretär im vorliegenden Buch in einfacher, wenn auch juristischer Sprache dargelegt. Es kann als unentbehrlicher Ratgeber auch für die Amtszeit des neuen, zweiten Präsidenten dienen.

F. W. Pick.

Neue Bücher über Graubündens Sprache

Als sich im Jahre 1919 die romanischen Sprachvereine zur Ligia Romontscha zusammenschlossen, wurde alsbald die Herausgabe von Wörterbüchern der beiden wichtigsten Mundarten, des Oberländischen und des Ladinischen, ins Auge gefaßt. Mit Recht betrachtete man solche als die unerläßlichsten Hilfsmittel zur Erhaltung der damals gefährdeten Sprache. Als erstes Ergebnis dieser Bestrebungen erschien dann 1938 ein surselvisch-deutsches Wörterbuch (*Vocabulari scursaniu romontsch-tudestg*), ein Werklein, das einem lange empfundenen Bedürfnis entsprach und darum überall Eingang fand. Es war zweifellos das Richtige, zunächst einen Kanon für den heutigen romanischen Sprachstand zu schaffen und diesen dem deutschen gegenüberzustellen, und glücklicherweise hat sich dieser Aufgabe eine junge Kraft angenommen, Dr. Raimund Vieli, Professor an der Kantonsschule in Chur, dem ausgedehnte sprachgeschichtliche Studien die erforderliche Umsicht und auch die wünschbare Autorität verliehen, all der auftauchenden Schwierigkeiten Herr zu werden. Wer immer das kleine Lexikon zu Rate zu ziehen pflegt, freut sich der Genauigkeit und Zuverlässigkeit desselben auch auf der deutschen Seite. Nicht minder gute Dienste leistet der Anhang mit den Namenverzeichnissen und der Aufstellung der unregelmäßigen Verbalformen.

Diesem willkommenen «Vorbote» stellt sich nun das bedeutend umfangreichere *Deutsch-romanische Wörterbuch, Surselvisch*, von Ramun Vieli (Buchdruckerei der Bündner Tagblatt A.-G., Chur), das 915 Seiten umfaßt, an die Seite: ein noch eben handlicher, gefällig ausgestatteter Band mit klarem, übersichtlichem Druck, zum Verständnis und Studium der ansehnlichen oberländischen Literatur vollauf genügend. Die weitgehende Berücksichtigung der Redensarten macht den Gebrauch des Buches ganz besonders genuß- und lehrreich. Eine Gegenüberstellung der bildlichen Rede-weise der romanischen Volkssprache mit der entsprechenden schweizerdeutschen müßte überaus lohnend sein. Wie denn die Erfahrung immer wieder zeigt, daß die Übertragung aus dem Romanischen ins Bündnerdeutsche (aus naheliegenden geographischen und geschichtlichen Gründen) viel leichter ist und natürlicher ausfällt als die Übersetzung in die deutsche Schriftsprache. Der mühevollsten Leistung des Wörterbuches wird aber der Fremdsprachige nicht ohne besondere Aufmerksamkeit gewahr: der Schöpfung des neuen romanischen Ausdrucks für neuzeitliche Gegenstände und Begriffe, zumal der Technik. Auch damit hat der *Vocabulari* eine bedeutsame Sendung zu erfüllen. In den beiden surselvischen *Vocabularien* ist die maßgebliche Rechtschreibung des Surselvischen durchgeführt worden, wie sie die Ligia Romontscha schon vor Jahren durch Fachleute hat festlegen und durch die Schulbücher verbreiten lassen.

Auch für das Ladinische ergab sich die Notwendigkeit, eine offizielle Orthographie aufzustellen und durchzusetzen. Das nunmehr ebenfalls erschienene *Deutsch-romanische Wörterbuch, Ladinisch* (romanisch: *Dicziunari tudais=ch-rumantsch ladin*) wird zur allgemeinen Anerkennung derselben wesentlich beitragen. Es ist etwas breiter angelegt als das surselvische und stellt, eigentlich auffallenderweise, nicht die Muttersprache des Engadins voran, sondern das Deutsche, dessen Kenntnis vorausgesetzt wird. In die gewaltige Arbeit haben sich hier zwei geschätzte Sprachforscher geteilt: der Dozent des Romanischen an der Universität Zürich, Prof. Dr. Reto R. Bezola, und Dr. Rudolf O. Tönjachen, Professor an der Kantonsschule in Chur, denen eine mehrgliedrige Kommission zur Seite stand. Von allen in ihrem Schoße abgeschlossenen sprachlichen Kompromissen läßt der fertiggestellte Wortschatz in seinem gediegenen Einband und beträchtlichen Umfang von 1194 Seiten nicht viel merken, wohl aber auf den ersten Blick tiefdringende Beherrschung der beiden Sprachen, sowie der sehr weitschichtigen Sachkunde erkennen, was sogleich unbe-

dingtes Vertrauen hervorruft. Redewendungen, bildliche Ausdrücke und zeitgemäße Wortschöpfungen sind in großer Zahl aufgenommen. Ein besonderes Problem stellte hier die Unterscheidung der Ober- und der Unterengadiner Mundart, die vielfach stark voneinander abweichen. Deshalb leistet die auf rotes Papier gedruckte Anleitung zum Gebrauch äußerst zweckdienliche Hilfe, wie denn den praktischen Bedürfnissen des Benutzers auch durch die drucktechnische Ausführung sorgsam Rücksicht getragen worden ist. Einen willkommenen Vorzug des Buches erblicken wir in der übrigens ganz unauffälligen Bezeichnung der Betonung, wo diese zweifelhaft erscheinen kann. Ebenso nützlich erweist sich die im Anhang gebotene Konjugationstabelle. Die ladinisch-deutsche Ergänzung zu diesem Bande läßt hoffentlich nicht lange auf sich warten.

Auch die deutsche Schweiz, die seinerzeit das Romanische, sicher zumeist ohne es näher zu kennen, großzügig in den Rang einer Landessprache erhob, darf durch die neuen Wörterbücher ihr Zutrauen voll bestätigt erkennen und auch ihrerseits den verdienten Bearbeitern Dank zollen. Sieht sie doch durch die Ausdruckskraft und -Fülle romontscher Zunge den nationalen geistigen Reichtum, ihre intellektuelle Vielseitigkeit wesentlich vermehrt, ja zum Forschungsgegenstand internationalen wissenschaftlichen Interesses erhoben. *Arnold Büchli.*

Literatur

Der Dichter *Richard B. Matzig* hat in dem Werk: «*Der magische Spiegel*» zehn Märchen und Novellen aus der Glanzzeit Chinas aus dem Französischen in ein «gedichtetes», hochklingendes, und doch wunderbar schlichtes Deutsch übersetzt. Die Geisteshaltung des Ostens, dieses Urvertrauen in höhere Mächte, diese Verwandtschaft des Menschen mit Blume, Wasser, Baum und Tier, klingt in diesen Erzählungen so edel auf, daß wir die Glücklichen, die in dieser farbenprächtigen und freundlich bewegten Welt leben, fast beneiden möchten.

Und doch sind es keine Gestalten ohne Fleisch und Blut, die durch diese Dichtung geistern, nein, Menschen mit hohen Tugenden, ringend um Erkenntnis, aber auch mit allen Leidenschaften, sogar mit Lastern bedacht; der seelische Umfang der Charakterbeschreibung ist erstaunlich. Vom Chinesen gilt, was auch vom Russen gesagt wird: er besitzt eine «schirokaja natura», eine breite Natur. Unsterblichkeit und Sterblichkeit sind gewaltiger in diesen Menschen des Ostens offenbar, als in unserm ungläubigen, profithungrigen westlichen Wesen. Der magische Spiegel dürfte manchem von uns, der sich nach einer weiteren und höheren Seelenbasis sehnt, zu einem nieversagenden Führer und Freund werden.

Das äußere Gewand des Werkes — es ist bei *Francke*, Bern, erschienen — ist dem ästhetischen Inhalt durchaus angemessen; es ist ein würdiges Geschenk auch für die anspruchsvollsten Leser.

Die Geschichte des geheimnisvollen Fräuleins von Schönau, genannt: «*Le Freulen*», von *Gidone* erzählt, bildet das Thema zu einem sehr reizvollen Buch. In einem, dem 18. Jahrhundert entsprechenden, präziösen Stil verfaßt, umspinnt es den Leser mit jenem geheimnisvollen Zauber, den die Welt von damals empfand, wenn sie einem Sproß großer Familien begegnete, deren rätselhafte Abkunft von den einen gefeiert, von den andern geleugnet wurde. Und auf welch berühmten Turnierplätzen spielt sich nicht dieser Kampf um das «Freulen» ab!

In englischen und französischen Schlössern, am Hofe Maria Theresias, ausgetragen von Fürstlichkeiten und Diplomaten, entrollt sich ein elegantes und galantes Bild der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Der Charakter des Freulen ist psychologisch sehr interessant: die widersprechendsten Eigenschaften verraten sich in ihrem Tun, mediale Begabung, mystische Frömmigkeit und daneben Verschwendungssucht, Weltfreude, Abenteuerlust. Glück und Glanz sind ihr ebenso bekannt wie Schuld, Seelenqual und Liebesleid. Die letzten Jahre des rätselhaften Wesens enden wie in einer schmerzlich-süßen Legende.

Wenn der Leser das Buch aus der Hand legt, so wird ihm der Inhalt noch lange verfolgen, denn die Kernfrage des ganzen Problems: ist «le Freulen» kaiserlicher Abkunft oder nicht, hat der Verfasser absichtlich im Unklaren gelassen; die Quellen zu diesem einst so berühmten Fall widersprechen sich ja auch, aber gerade diese Ungewißheit gibt dem ganzen Buch einen eigenen Reiz und zwingt den Leser auf

eine sehr feine Art, Partei zu ergreifen. Der *Morgarten*-Verlag, Zürich, hat das Werk in einem altertümlich passenden Gewande mit sehr hübschen Vignetten und Randleisten herausgebracht, die von Edmund Welf stammen.

In den *Erzählungen eines russischen Pilgers*, meisterhaft übersetzt von *Lydia Meli-Bagdasarowa*, entrollt sich das innere Schicksal eines einfachen russischen Menschen, der auf der Suche nach dem Heil in Christo zum Pilger wird *). Bald lebt er bei einem geistigen Vater, dann wieder verbringt er Monate als Eremit, bald arbeitet er geduldig für einen Bauern, dann gerät er unschuldig in Gefangenschaft, auch wird er krank, oder Wölfe bedrohen ihn. Immer weiter schreitet er auf dem Wege der Erkenntnis, immer ferner rückt ihm die Welt. Nichts kann ihm geschehen, die Wölfe weichen vor ihm zur Seite; wenn er fast verhungert oder verschmachtet, so helfen ihm gute Menschen; das innere Licht, das von ihm ausströmt, scheint jede böse Macht zu entwaffnen. Er hat es nach jahrelanger schwerster Übung erreicht, daß das «Jesusgebet» ihn so ganz erfüllt, daß es zu seiner Lebensflamme, zum Rhythmus seines Pulsschlages selber wird.

Die Geschichten des russischen Pilgers sind ein Hoheslied auf die Fähigkeit der Konzentration. Jeder Denker, Arzt, Psychologe und Künstler könnte viel von diesem Wanderer lernen, aber auch jeder andere Mensch, der den Frieden vor der Welt, ihrem Lärm und ihrem Kampf ersehnt, wird in diesem Buch einen Born der Beglückung und einen niegeahnten Reichtum finden.

Es ist eine wahre Kulturtat, daß eine Frau es unternahm, unserer zerrissenen Zeit dieses Buch in unserer Sprache zu schenken, denn jeder Mensch, der den ur-ewigen Drang der Seele, sich einem höheren Wesen zu verbinden, kennt, wird das Ringen des Pilgers nachempfinden können, sich an seinen begnadeten Erfahrungen aufrichten und aus seinem geistigen Glück neuen Mut zu neuem Streben gewinnen.

Mary Lavater-Sloman.

Mundartbücher

Schon manche Mutter hat sich später gesagt: Hätte ich nur alle die köstlichen Lebensäußerungen meiner Kinder damals, als sie am originellsten waren, aufgeschrieben! Ich kenne Mütter, die das getan haben, womit sie früheste Erlebnisse vor Vergessenheit bewahrten und daraus manche Einsicht in die Logik des späteren Lebensablaufes schöpfen konnten. Das vorliegende Büchlein stellt ein solches Beispiel dar, das zur Nachahmung anregen wird. Sie brauchten ja nicht alle gedruckt zu werden, diese Beispiele; die ungedruckten laufen weniger Gefahr, ausgeschmückt zu werden und können daher dem beschränkten Kreis, dem sie zu dienen haben, nur umso besser nützen. Béatrice Schürch hat in fließender und ungeschraubter Mundart die winzigen Geschehnisse im Leben ihres Anneli, wie sie sich im kleinen Aktionsradius rund ums Haus abspielten, unterhaltsam geschildert und Charlotte von Salis-Bay dazu lebensvolle Federzeichnungen geliefert. Dieser anspruchslose Erstling ist recht vielversprechend und zeugt von einer ausgesprochenen Einfühlungsgabe in das Leben des Kleinkindes, so daß man begierig nach einer Fortsetzung greifen wird¹⁾. Zu hoffen wäre alsdann, daß die Mundart da und dort noch einer Reinigung unterzogen würde. Ausdrücke wie «immer» (geng), «d'Axt» (d'Achs oder Bieli), «lysli» (hübscheli), «ufluure» (luusse), «Hänkel» (Lätsch), «Ameise» (Ampeissi) sind nicht berndeutsch; Bilder wie «dä arm Hund gstichlet» (ghetzget), «e Bitz zöpflets Roßhaar» (Hämpfeli) u. a. zu wenig überlegt.

Anspruchslos, aber nicht minder treuherzig und echt empfunden sind auch die Mundartverse der *Ruth Staub* (Aargauer Mundart)²⁾. Obwohl nur zu einem kleineren Teil auf Kinder gemünzt, bewahren auch die Verse für die Großen jenen entzückend naiven und melodischen Kinderton, welcher der Mundart eigen ist und der so manches Volkslied seine Existenz verdankt. So z. B. das Gedicht «Chom tanz!».

*) Stocker, Luzern 1944.

1) Béatrice Schürch-Schmidt: Vom Anneli. Francke, Bern 1944.

2) Ruth Staub: S Härz-Gygeli, Värse für Großi und Chlyni. Sauerländer, Aarau.

Hier eine Strophe:

Härzeli, Liebeli, Röseli rot,
Dyne ghöri bis in Tod,
Schätzeli, chom tanz! —

Sind d'Chriesi süß, so geschändt me keis:
Los, d'Musig spilt — iez tanzemer eis!

Unwillkürlich fällt uns dabei *Traugott Vogels* «Wort zum Preise der Mundart» ein: «Kleines, privates Empfinden des Leidens wie der Freude formt sich leichter in der Mundart als in der hochdeutschen Schriftsprache»³⁾. Das bedeutet einen Vorzug und einen Nachteil. Den Nachteil, daß sich viele Stümper berufen fühlen und im eng gesteckten Rahmen der Mundart Orgien der Anmaßung feiern, — einen Vorzug, indem sich unser Volk in Zeiten der Gefahr auf dieses Reduit zurückziehen kann, welches schon in der Franzosenzeit einst uneinnehmbar war und es heute wieder ist. Das wurde dem Verfasser bei Anlaß eines lächerlich nebensächlich erscheinenden Ereignisses neuerdings bewußt. Auf der Wacht im Soldatenkleid wurde das Paßwort «Chääs-Chüechli» ausgegeben. Frage: Welcher Unschweizer wäre imstande, auch nur einen einzigen Buchstaben dieses Paßwortes richtig auszusprechen? Ohne Zweifel: «Die Heimat hatte sich zu jener Stunde in unsere Sprache zurückgezogen wie der Baum ins Samenkorn». Doch gehört Traugott Vogel glücklicherweise nicht zu den Mundart-Antiquaren; ihm sind die «Wortleichen» zuwider, aus denen manche Mundartler ihre Nahrung saugen, oder an ihnen ihre rechthaberischen philologischen Kenntnisse demonstrieren.

Auch *Ernst Eschmann* spricht sich im *Sprachspiegel* entschieden für die Verjüngungsfähigkeit unserer Dialekte aus⁴⁾. Denn nur so kann die Mundart am Leben erhalten werden und sich neben der Schriftsprache behaupten. Dieser Selbstbehauptungskampf kann ihr sogar zum Segen gereichen. Denn Kampf erhält jung und elastisch. Es genügt nicht, die Mundart in ein Wörterverzeichnis einzusargen; nur der Gebrauch, der gute Gebrauch kann sie retten. *Adolf Schaer-Ris.*

Wirtschaftliche Probleme

Angesichts der Tatsache, daß der Außenhandel der Schweiz von jeher eine Schlüsselstellung eingenommen hat, tritt die Bedeutung des Außenhandels und des Preisgleichgewichtes gegenüber dem Ausland für die Währungs- und Konjunkturpolitik unseres Landes auch nach dem Kriege voll in Erscheinung. Der Außenhandel bildet erfahrungsgemäß den entscheidenden Faktor der schweizerischen Konjunkturgestaltung und damit auch der Beschäftigungspolitik der Nachkriegszeit. Für die Entfaltung des Exportes und des Fremdenverkehrs ist nun aber das Verhältnis der Preise und Kosten unserer Exportprodukte zu den Preisen und Kosten der Konkurrenzprodukte von entscheidender Bedeutung. Der schweizerische Export und damit die Beschäftigungsmöglichkeiten in den Exportindustrien können nur aufrecht erhalten werden, wenn die erzielbaren Exportpreise nicht nur die Auszahlung der durchschnittlichen Lohnsätze, sondern auch die Deckung ausreichender Abschreibungen für Anlagen und Forschungsarbeiten sowie eines durchschnittlichen Gewinnsatzes gestatten. Mit andern Worten: Preise und Währung unseres Landes müssen mit den Auslandpreisen und den fremden Währungen in ein gesundes Gleichgewicht gebracht werden, damit unser Export sich wieder entfalten und unsere Volkswirtschaft Raum zu neuem Aufstieg finden kann. Die Gefahren und Schwierigkeiten, die ein stark überhöhtes Preis- und Kostenniveau gegenüber dem Ausland für die schweizerische Wirtschaft mit sich bringen kann, haben uns die Krisenerfahrungen der 30er Jahre eindrücklich vor Augen geführt. Die Wiederherstellung oder Aufrechterhaltung des Preisgleichgewichtes gegenüber dem Ausland wird daher zu einem zentralen Problem der schweizerischen Beschäftigungs- und Konjunkturpolitik.

Mit solchen Darlegungen leitet Dr. *Böhi* seine Schrift ein, die entstanden ist als Gutachten des Instituts für Wirtschaftsforschung an der E. T. H. zuhanden der

³⁾ Traugott Vogel: Vaterland und Muttersprache. Artemis-Verlag, Zürich.

⁴⁾ Sprachspiegel, Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins 1945, 1. Jahrgang, Nr. 2.

eidg. Kommission für Konjunkturbeobachtung¹⁾. Es ist kaum möglich, auf diese sehr gründliche, auf eingehenden Studien beruhenden Arbeit im Einzelnen einzutreten. Ihr Inhalt sei daher nur summarisch erwähnt. In einem ersten Kapitel verbreitet sich der Verfasser über die Bedeutung des Außenhandels und des Preisgleichgewichtes gegenüber dem Ausland für die Währungs- und Konjunkturpolitik und untersucht alsdann die theoretische Grundlegung sowie die praktische Anwendung. Der Verfasser ist bemüht, nach einer Methode zu suchen zur Messung der Gleichgewichtsstörung in den Preisbeziehungen zum Ausland und zur Abschätzung der erforderlichen Anpassungsmaßnahmen.

Böhi rechtfertigt seine Arbeit auch mit dem Hinweis darauf, daß die Schweiz früher oder später gezwungen sein wird, zu den internationalen Plänen zur Stabilisierung der Währung und zur Wiederherstellung eines freien Zahlungsverkehr Stellung zu nehmen. Die entscheidende Voraussetzung für den Beitritt unseres Landes zu solchen Abmachungen bildet jedoch die Festsetzung einer Relation des Schweizerfrankens mit den Währungen der wichtigsten Länder, welche dem Preisgleichgewicht gegenüber dem Ausland entspricht und die Konkurrenzfähigkeit der schweizerischen Exportwirtschaft wahrt.

Die Untersuchungen Böhis in dieser nicht einfachen und vielfach noch stark umstrittenen Materie sind sehr verdienstvoll und werden all denen, die sich mit währungs- und konjunkturpolitischen Fragen befassen, von großem Nutzen sein.

Da der Mensch nicht isoliert wirtschaftet, sondern in Gesellschaft, so bedarf die Wirtschaft einer bestimmten gesellschaftlichen Organisation, die durch die jeweilige Rechtsordnung sichergestellt wird. Ihre wirtschaftliche Aufgabe ist die Ermöglichung einer reibungslosen und produktiven Zusammenarbeit, doch hat sie außerdem politische und kulturelle Aufgaben zu erfüllen, die für die Wirtschaft gegebenheiten darstellen. Durch dieses Zusammenleben entstehen für die Wirtschaft Probleme besonderer Art, die auch die rein wirtschaftlichen Erscheinungen in bestimmter Weise beeinflussen und den wirtschaftlichen Prozeß komplizieren. Zu den elementaren Prozessen der Produktion und des Konsums treten als weitere Stufen die Güterverteilung vom Produzenten bis zum Konsumenten und die Einkommensverteilung als einzelne Phasen des Kreislaufes der Wirtschaft, die wiederum besondere organisatorische Vorkehrungen bedingen und die Organisation der beiden erstgenannten Stufen modifizieren.

Diese Sätze entnehmen wir dem einleitenden Kapitel, das Prof. *Böhler* seinem als Einführung in die Wirtschaftsbetrachtung bezeichneten Werk über Grundlehren der Nationalökonomie voranstellt²⁾. Die Wirtschaftswissenschaft befindet sich, wie der Verfasser wohl zutreffend bemerkt, noch in ihren Anfängen. Ebenso richtig ist aber, daß das Bedürfnis nach praktischer Anwendung der theoretischen Erkenntnisse gestiegen ist. Ohne eine theoretische Durchdringung der volkswirtschaftlichen Zusammenhänge werden die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Probleme der nächsten Jahre, die Aufrechterhaltung der Beschäftigung, die Verbesserung des Lebensstandards und die drängenden sozialen Probleme nicht gelöst werden können. Gerade in einem demokratischen Lande setzt dies voraus, daß breitere Kreise die wirtschaftlichen Zusammenhänge, die dabei berücksichtigt werden müssen, geistig erfassen, d. h., sich eine Vorstellung des Wirtschaftsprozesses und der Bedingungen seines Gleichgewichtes, des Zusammenhanges zwischen der Geld- und Güterseite der Wirtschaft, sowie der Gesetzmäßigkeiten der nationalen und internationalen Preisbildung und der Einkommensverteilung machen.

In seiner Darstellung sucht der Verfasser, ohne sich mit isolierten dialektischen Begriffen herumzuschlagen, durch eine Auswahl der fruchtbarsten Systembegriffe einen geschlossenen Zusammenhang der volkswirtschaftlichen Erscheinungen der ausgebildeten Geld- und Kreditwirtschaft herauszuarbeiten, von der Auffassung ausgehend, daß in der nationalökonomischen Forschung und Lehre der volkswirtschaftliche Gesamtprozeß im Rahmen der modernen Produktions-, Markt- und Sozialstruktur, d. h., die sog. Kreislauftheorie in den Mittelpunkt zu stellen ist und die

¹⁾ *Hans Böhi*, Grundsätze und Methoden zur Ermittlung der richtigen Währungsrelation zum Ausland. Francke, Bern 1944.

²⁾ *Eugen Böhler*, Grundlehren der Nationalökonomie. Eine Einführung in die Wirtschaftsbetrachtung. Francke, Bern 1944.

Markt- und Geldtheorie damit verbunden wird. Man darf wohl sagen, daß es dem Verfasser weitgehend gelungen ist, Klarheit in die verschiedenen Begriffe und Zusammenhänge zu bringen und ein Werk vorzulegen, das in seiner Darstellungsart neu ist und sicher dem Theoretiker wie dem Praktiker von großem Nutzen sein wird. In mancher Hinsicht ist das Werk Böhlers zugleich eine Begründung der modernen aktiven Konjunkturpolitik.

Unter dem Titel: «*Wir wollen arbeiten*», hat der Verein schweizerischer Maschinen-Industrieller eine Schrift herausgegeben, die als wertvoller Beitrag zum Problem der Arbeitsbeschaffung zu werten ist³⁾. Denn die kleine, künstlerisch aufgemachte, mit anschaulichen Illustrationen versehene Schrift will nichts anderes als darstellen, was getan wird und getan werden muß, damit bei uns nach Kriegsende in der schweizerischen Maschinen- und Metallindustrie womöglich keine Arbeitslosigkeit entsteht.

Der Verein schweizerischer Maschinen-Industrieller ist schon frühzeitig an die Probleme der Arbeitsbeschaffung herangetreten und hat Vorkehrungen getroffen, um für den Fall eines Eintrittes größerer Arbeitslosigkeit gerüstet zu sein. Welche Bedeutung das Problem gerade für die schweizerische Maschinen- und Metallindustrie hat, geht daraus hervor, daß in dieser Industrie heute gegen 200 000 Personen ihr Brot verdienen. Vom gesamten Export von 1600 Millionen Franken im Jahre 1942 entfielen auf die Maschinen- und Metallindustrie nicht weniger als 670 Millionen Franken. Die Schrift zeigt denn auch, wieviel Aufträge jährlich nötig sind, um voll beschäftigt zu sein und wie die praktischen Möglichkeiten der Arbeitsbeschaffung im Inland liegen, die nur eine Überbrückungsmaßnahme sind, weil sie nur vorübergehend den Ausfall des Exportes decken können. Mit Recht wird denn auch betont, daß die schweizerische Maschinen- und Metallindustrie unbedingt den Export braucht, wenn ihre Arbeitsmöglichkeiten auf die Dauer gesichert sein sollen. Daher werden Qualitätsarbeit und Leistungswille als die besten Garanten einer Arbeitsbeschaffung auf lange Sicht bezeichnet.

Das kleine Werk sagt auch dem Arbeiter viel, von dem gesagt wird, daß seiner Hände Arbeit mindestens ebenso wichtig ist wie die Planung oder Lenkung durch staatliche Stellen und durch Verbände.

Die Thurgauer Handelskammer, deren Sekretariat nun schon seit 25 Jahren in mustergültiger Weise durch Nationalrat Dr. *Carl Eder* betreut wird, legt ihren *Jahresbericht* für das Jahr 1944 vor, der wiederum in einem ersten Teil einen gut dokumentierten Überblick über die im Gebiete der Gesetzgebung und der Kriegswirtschaft eingetretenen Neuerungen enthält und auch die Veränderungen im Steuer- und Verkehrswesen auf eidg. Boden registriert und zum Teil kommentiert⁴⁾. So enthält der Bericht u. a. die nähere Begründung der Ablehnung des Bundesbahngesetzes durch die Thurg. Handelskammer, wie auch die Motive, welche die Thurg. Handelskammer bewogen haben, in kritischer Weise gegen die Reklametätigkeit der öffentlichen Verwaltungen, im besonderen der PTT-Verwaltung, Stellung zu nehmen. In einem zweiten Teil wird dann wiederum über die speziellen wirtschaftlichen und industriellen Verhältnisse im Kanton Thurgau berichtet, wobei mit Genugtuung festgestellt wird, daß im allgemeinen die Beschäftigungslage der thurg. Industrie für die nächste Zukunft noch als recht erfreulich bezeichnet werden kann. Der Bericht, der erneut Zeugnis ablegt von der sehr aktiven Tätigkeit der Thurg. Handelskammer, schließt wie üblich mit einer Übersicht über die Beschäftigungslage in den einzelnen thurgauischen Industrien.

Caspar Weber.

³⁾ *Wir wollen arbeiten. Gedanken über Arbeitsbeschaffung.* Herausgegeben vom Verein schweiz. Maschinen-Industrieller Zürich.

⁴⁾ Bericht der Thurgauischen Handelskammer an den Thurgauischen Handels- und Industrie-Verein über das Jahr 1944. Huber, Frauenfeld 1945.